

blieben. Die jungen Christen wollte Petrus in ihrem Glauben stärken, die andern aber dem Reiche seines Herrn und Meisters einverleiben. Für beide Zwecke konnte daher nichts zweckmäßiger sein, als wenn der Apostel einen augenscheinlichen Beweis seiner göttlichen Sendung und der Macht des Gekreuzigten lieferte. Dazu bot ihm ein gewisser Aeneas Gelegenheit, der, an allen Gliedern von der Gicht gelähmt, seit acht Jahren an das Krankenlager gefesselt war. Vermuthlich lag der Kranke auf einem tragbaren Bette unter freiem Himmel an der Straße, nach morgenländischer Sitte, um von den Vorübergehenden ein Almosen zu erhalten oder ein Mittel zu seiner Heilung zu erfahren. Petrus war eben von vielen Zuhörern umgeben und hatte vielleicht gerade einen belehrenden Vortrag auf einem offenen Plage beendet, als er, ohne den Kranken zu berühren, ihm laut zurief: „Aeneas! Jesus heilt Dich! Steh auf und mache Dir selbst dein Bett!“ Und wie er sprach, so geschah es. Augenblicklich erhob sich vor allen Anwesenden der Lahme mit verstärkter Kraft von seinem Schmerzenslager; er war ganz hergestellt — nicht etwa durch Petrus, sondern, wie er selbst erklärte, durch Jesus Christus, den Sohn Gottes.*

Dieses Wunder erinnerte zweifellos die Augenzeugen an ähnliche Thaten, die Jesus verrichtet hatte, als Er noch auf Erden wandelte; um so überzeugender sprach dieses neue Wunder für die Wahrheit der Auferstehung Jesu. Wirklich bekehrten sich, wenn auch nicht alle, so doch die meisten Einwohner von Lybba; auch in der Umgegend faßte nun das Evangelium festen Fuß.

Nicht weit von Lybba, am Meere, lag Joppe, heute Jaffa genannt, eine uralte Stadt mit einem ziemlich großen Hafen. Unter den christlichen Einwohnern dort zeichnete sich besonders eine gewisse Tabitha (Griechisch: Dorkas d. i. Gazelle) durch Werke der Frömmigkeit und Wohlthätigkeit aus. Diese Kirche der dortigen Gemeinde erkrankte in jenen Tagen und starb. Allgemein war die aufrichtige Trauer um die Hinschiedene, namentlich unter den Armen. Doch ein Strahl der Hoffnung belebte sie noch: die Kunde, daß Petrus in dem nahen Lybba sei und daselbst ein großes Wunder gewirkt habe, war schnell bis Joppe gedrungen, und die dortigen Christen dachten: was der verherrlichte Erlöser durch seinen Apostel in Lybba gethan, das und wohl auch noch mehr könne nun auch in Joppe geschehen. Darum eilten sie nicht, wie es damals bei den Juden Sitte war, mit der Beerbigung der Tabitha, sondern legten sie in das, auf dem platten Dache befindliche Übergemach des Hauses und sandten eine Botenschaft nach Lybba, um den Petrus gleich nach Joppe zu bitten. Der Apostel entsprach ihrem Wunsch; bei seiner Ankunft wurde er unverzüglich in das Gemach geführt, wo die Leiche aufgebahrt lag. Eine rührende Szene erwartete den Jünger des Herrn: die armen Witwen, denen Tabitha Gutes gethan, drängten sich mit dem Apostel in das Gemach und unter reichlich vergossenen Thränen des Dankes zeigten sie ihm die Ober- und Unterkleider, mit denen die unermüdete Hand der edlen Frau ihre Blöße bedeckt hatte. Und wie ehemals sein Herr zu Naim, von Mitleid gerührt, schnell die Thränen der Witwe getrocknet hatte, so vertraute er jetzt wieder auf das liebende Herz des Meisters, daß Er Seine Herrlichkeit offenbaren werde an Tabitha durch ihn. Und weil bei Gottes Werken ein eitles Schaugepränge nicht Platz hat, gebietet er allen das Zimmer zu verlassen. Inständig betet er und, der Erhörung gewiß, steht er auf und ruft die Verstorbene in's Leben zurück. Auf sein Wort schlägt Tabitha die Augen auf, sieht Petrus an und richtet sich auf. Dieser reicht ihr, wie Jesus oft gethan hatte, die Hand und hilft ihr auf vom Lager; dann öffnet er die Thüre, ruft die Jünger und die Witwen herein und führt ihnen die schmerzlich ver-

mühte Wohlthäterin lebend und vollkommen gesund vor. Wer aber mag, lieber Leser, das Staunen, die Freude, den Dank der Anwesenden beschreiben! wen könnte es wundern, daß, wie der hl. Lukas erzählt, nun Viele in Joppe an den Herrn glaubten!

Darin (daß Viele sich bekehrten) ist wohl auch der Grund zu suchen, daß der Apostel „noch viele Tage in Joppe blieb.“ Seine Wohnung nahm er „bei einem Gerber, namens Simon.“ Der hl. Chrysostomus macht dazu die schöne Bemerkung: „Siehe doch, wie so gar nicht eitel, vielmehr wie bescheiden Petrus ist! Er nimmt seinen Aufenthalt nicht bei der zum Leben wiedererweckten Tabitha, noch bei irgend einem angesehenen Bürger von Joppe, sondern bei einem schlichten Gerber; so giebt der Apostel ein schönes Beispiel der Demut: er will die Gerungen nicht beschämen, aber auch die Großen sich nicht überheben lassen“ (21. Hom.).

S.

Der gute Ton im Gasthaus.

Von Otto Richter.

Vor einigen Jahren erregte in Dresden ein Vorfall allgemeines Aufsehen und wurde vielfach besprochen. In einem der vornehmsten Hotels, in welchem nicht selten Firmlichkeiten abzusteuern pflegen, hatte ein Gast bei der Table d'hôte in unmanierlicher Weise gegessen, d. h. er hatte beim Essen das Messer zum Munde geführt. Der Hotelbesitzer hatte diese Unschicklichkeit bemerkt und dem Gast durch einen Kellner in diskreter Weise sagen lassen, daß er ihm die Fortsetzung des Dinners auf dem Zimmer des Gastes serviren lassen werde.

Natürlich bildeten sich über diesen seltsamen Vorfall verschiedene Meinungen, indessen war die Zahl derer im Publikum doch größer, welche den Hotelier wegen seiner Handlungsweise tadelten und bespöttelten.

Ich muß gestehen, daß ich zu der Minderheit gehöre, die den Hotelier wegen seiner Handlungsweise belobte. Ein Hotelier hat nach meiner Meinung darauf zu achten, daß seine Gäste nicht durch die Unmanieren Einzelner gestört werden.

Wenn es in einem gut bürgerlichen Restaurant einem Gaste einfiel, sich plötzlich den Kopf und die Weste auszustrecken, so würden sich die anderen Gäste sicherlich auch durch diese Unmanier belästigt fühlen. Demjenigen aber, der gewohnt ist, beim Essen die feinsten Manieren zu pflegen und von seiner Umgebung gepflegt zu sehen, ist das zum Munde führen des Messers sicher ebenso zuwider, wie einem weniger vornehm erzogenen Menschen der Umstand, mit Jemandem speisen zu müssen, der in Hemdbärmeln dasitzt. Würde sich der Wirt eines gut bürgerlichen Restaurants daselbe erlauben, wie jener Besitzer des von den vornehmsten Kreisen frequentirten Hotels, so würde das entschieden zu tadeln sein, denn, in Deutschland wenigstens, wird es selbst in einem gut bürgerlichen Restaurant zwar Einzelnen auffallen, aber nicht grade allgemeinen Anstoß erregen, wenn man beim Essen das Messer zum Munde führt. In England und Frankreich, wo mehr auf gute Manieren beim Speisen gegeben wird, ist dies selbst in niederen Kreisen verpönt.

Ja, selbst wenn ein Arbeiter, der, von der Arbeit heimkehrend, in seinem Arbeitskitzel erscheint und den Schmutz der Arbeit noch an seinen Händen trägt, in einem bürgerlichen Restaurant Erholung suchte, hätte nach meiner Ansicht der Wirt das Recht und die Pflicht, diesem Manne, der sicherlich nicht das Bewußtsein und die Absicht einer Unschicklichkeit damit verbände, auf einen Platz zu weisen, wo er durch seinen wenig einladenden und den Appetit und die Erholung der anderen Gäste störenden Anblick Anderen nicht auffalle.

Die Frage, die ich hier berühre, ist gewissermaßen actuell, denn grade in der letzten Zeit, in der das Radfahren mehr und mehr verbreitet ist, sieht man nicht selten Personen, die den sogenannten besseren Kreisen angehören, in einem Aufzug in Restaurants einkehren, der gradezu ekelerregend ist. Triefend von Schweiß, in einem Kostüm, das nicht selten die Körperteile so deutlich hervortreten läßt, daß man sofort sieht, der Betreffende trägt außer diesem Radfahreranzug keinerlei Unterkleider — so wagen es diese Personen zuweilen in einem Restaurant Einkehr zu halten, in welchem anständige Leute beiderlei Geschlechts verkehren, und man braucht wirklich nicht sonderlich präde zu sein, wenn man an solchen Gestalten Anstoß nimmt. Trifft man sie in Restaurants, die als Absteigequartier für Radfahrer von vornherein kenntlich gemacht sind, so hat man keine Berechtigung, darüber zu klagen, in anderen Restaurants aber sollte der Wirt sich solche Gäste entweder fern halten, oder ihnen Plätze anweisen, an denen sie die anderen Gäste nicht stören.

Nicht selten begeht das Publikum in seiner Gedankenlosigkeit Unmanierlichkeiten. So sah ich neulich in einem der vornehmsten Restaurants, wie eine Dame, die sich beim Speisen die Finger unsauber gemacht hatte, in ein leeres Weinglas Wasser goß, darin die Finger eintauchte und wusch. Das Bewußtsein, daß es für alle Umstehende höchst ekelerregend sein muß, zu denken, sie könnten dieses Waschgefäß der Dame als Glas zum Trinken später erhalten, schien der Unmanierlichen auch nicht im Entferntesten zu kommen.

Das erinnert mich aber an einen Vorfall, der sich vor etlichen Jahren in einer deutschen Großstadt ereignete.

Ein Herr saß mit seinem Hündchen in einem Restaurant, und als der Herr mit dem Verzehren seines Abendessens fertig war, setzte er die Ueberreste auf demselben Teller, den er benutzt hatte, dem Hunde vor. Ein anderer Gast, der in der Nähe saß, stellte den ersteren wegen seiner ebenso gefährlichen wie ekelerregenden Schmutzerei zur Rede; aus den Worten wurden Thaten, und mit einer stolzen Prügelfei aller beteiligten Personen endigte das Hundesouper. Die Prügel wurden sicherlich von den Gerichten bestraft, aber jener Hundefreund, der durch seine Schmutzerei die Gesundheit, ja das Leben anderer Menschen in fürchterlicher Weise gefährdete, wird kaum irgendwie deswegen zur Verantwortung gezogen werden, wohl aber ward wahrscheinlich jener vernünftige Mann, der ihn in etwas vielleicht zu handgreiflicher Weise auf das Angehörige seiner Handlungsweise aufmerksam machte, noch dazu bestraft.

Die Hundeschmutzerei ist ja leider bei uns in Deutschland allzu verbreitet, und doch kann man ein großer Hundefreund und Hundeliebhaber sein, ohne sich und andere Personen durch allzu innige Verührung mit den Thieren in große Gefahr zu bringen. Daß der Echincoccus oder Blasenwurm sich leicht vom Hunde auf den Menschen überträgt, ist allgemein bekannt, ebenso daß die Uebertragung dieses Bandwurms auf den Menschen diesem eine langwierige schwere und meist tödtlich verlaufende Krankheit eintragen kann. Es sind Krankheitsfälle vorgekommen, wo Leute am Blasenwurm erkrankten und starben, die in ihrem Leben niemals einen Hund besessen haben, die sich nicht erinnern konnten, jemals von einem Hunde beleckt worden zu sein, die also nur durch die ekelhafte Schmutzerei eines Hundeliebhabers, in der Weise wie im eben erwähnten Falle, die dem bloßen Auge völlig unsichtbare Finne des Echincoccus erhalten haben konnten.

Der Gastwirt, der die Rücksicht gegen einen Gast so weit treibt, ihm zu gestatten, daß er Leben und Gesundheit seiner übrigen Gäste einem Hunde zu Liebe in Gefahr bringt, begeht entschieden einen Fehler gegen sich selbst und seine Gäste, und er hat die Pflicht, darauf

zu achten, daß Schmutzereien dieser Art in seinem Lokale nicht vorkommen. Will ein Gastwirt sich die Gunst der Hundefreunde erwerben und erhalten, so mag er ein Lebriges thun und für die Hunde der Gäste besondere Plätze ankaufen, oder durch ein Allen sichtbares Plakat den Hundebesitzern verkünden: „In meinem Lokal ist es verboten, die den Gästen vorgesetzten Teller und andere Gefäße von Hunden benutzen zu lassen.“

Ist nun aber die Hundenaertheit aus besseren Restaurants glücklicherweise verbannt, so ist doch die Kindernartheit, die sich in den vornehmsten Hotes störend bemerkbar macht, nicht minder zu tadeln. Von Eltern, die ihre Kinder lieb zu haben meinen, wird oft an der Table d'hôte, wie überhaupt in Gasthäusern den Kindern gegenüber eine Nachsicht geübt, welche die anderen Gäste vertreiben muß. Daß die Kinder sich nicht wie Erwachsene benehmen, ist selbstverständlich; daß sie mit den Fingern mehr als schön und manierlich ist, essen, ist auch natürlich. Aber wenn man sich das auch gern zu Hause von den eigenen Kindern gefallen läßt, so verzichtet man gerne auf derartige Kinderstubenbelustigungen im Hotel und Gasthaus, wo man nicht gern Gefahr läuft, sich die Kleider von den nebenan sitzenden Kindern beschmutzen und beschmierian zu lassen. Kinder gehören nur ausnahmsweise in das Gasthaus, und wer mit Kindern reist, soll, wenn dieselben noch nicht reif für die Table d'hôte sind, lieber allein auf dem Zimmer speisen, denn nicht minder störend wie die Unerzogenheit der Kinder für die anderen Gäste ist es, Zeuge der Erziehungsversuche an den Kindern sein zu müssen.

Ebenfalls gegen den guten Ton im Gasthaus verstößt meines Erachtens eine Nummer, die man in der Badesaison besonders oftmals lästig empfindet: das Table d'hôte-Gespräch über die Krankheiten. Es giebt Leute, die mit Vorliebe von ihrer Krankheit und deren Heilung oder Nichtheilung sich unterhalten. Daß es dabei oft nicht ohne Berührung von Dingen abgeht, die Gefunden oder auch anderen Kranken lästig, ja oft recht schädlich sein können, liegt auf der Hand.

Ich will hier nur noch einen Fall erwähnen. Eine mir bekannte Dame ward von ihrem Arzt wegen eines leichten Magenleidens in ein Bad geschickt. Da hörte sie an der Table d'hôte eine andere Dame ihrem Gegenüber ihre Leiden in ausführlicher Weise schildern mit der Quintessenz, daß der Arzt ihr gesagt, ihr Leiden sei glücklicherweise vollständig ungeschädlich, da dies und jenes Symptom bei ihr nicht vorhanden sei. Wäre das der Fall, so wäre sie unrettbar verloren. Welch' fürchterliche Lage nun für die erstere Dame, die genau jene angeblich gefährlichen Symptome zu haben glaubte.

Entsetzt eilte die Dame sofort zum Arzt, erzählte ihm das Erlebnis und schilderte ihm die Angst, und obwohl eine Untersuchung ergab, daß sie nichts zu befürchten habe, ward die Dame doch so erregt, daß sie sich Tage lang nicht von dem gehabten Schreck zu erholen vermochte.

Daß solche und ähnliche Fälle sich oftmals ereignen können, ist leicht erklärlich, und daher kann nicht genug gegen diese Nummer gekämpft werden.

Die Maus.

Eine lustige Geschichte von Max Wundt.

Das war einfach unerhört! Wenn man's nicht selber erlebt hätte... man hätte es nicht glauben können. Und die Natur war dabei nicht einmal aus den Fugen gegangen; die Steine hatten nicht zum Himmel emporgeschrien! Aber wenn Steine schweigen, werden Menschen reden, aber ganz gewiß. Und sie redeten, redeten schon Tage lang, die Frauen

des erleuchteten Städtchens Klugenthal. Es war aber auch in der That schrecklich! Hatten die Mitglieder der patriotischen Ressource das diesjährige Winterfest veranstaltet unter striktem Ausschluß des weiblichen Elements — als Herrenabend! Man hatte ja schon vorher davon gemunkelt, als es noch Zeit war zum Einschreiten, aber da hatten die Frauen von Klugenthal, insbesondere aber Frau Amalia, Gattin des Ressourcepräsidenten Fabrikbesitzer Kunibert Immerfroh, ein heilloses Lachen angelächelt und ihre Glossen gemacht und sich sichernd zugewispert: „Was können die denn ohne uns anfangen? Es ist ihnen ja gar nicht möglich, ein Fest zu feiern ohne Damen. Laßt sie nur machen; sie werden schon ganz von selbst reumütig zurückkehren und de- und wehmütig um unsere Teilnahme bitten. Aber dann...!“

Und nun war das unmöglich Scheinende doch geschehen!

Die Herren der Ressource hatten nicht nur ihren Herrenabend abgehalten... sie hatten sich auch kolossal schneidig amüsiert, wie der Schluß um die Xte Morgenstunde und die Verlobung, in der die Herren zu ihren Gelieterinnen zurückkehrten, deutlich genug bewies. Das war einfach unerhört! Das wagte man ihnen, den Frauen Klugenthal, das sonst an der Spitze des Fortschritts zu marschieren pflegte, anzuthun? Lebte man denn noch in den Zeiten des Mittelalters? Wollte man die Frauen etwa wieder zu rechtlosen Geschöpfen, so zu sagen Menschen zweiter Klasse herabdrücken? Draußen in aller Welt tagen Frauentongresse, die mit Eifer kämpfen für die Befreiung des Weibes von den Ketten der Abhängigkeit, der Vorurteile, der Bevormundung, und hier wagte man es, das Rad der Weltgeschichte um ein paar hundert Jahre zurückzudrehen.

Im Hause des Vorsitzenden, Herrn Kunibert Immerfroh, jagte eine Vorlesung die andere. Die ganze überschäumende Freiheitsmuth eines lange geknechteten Volkes fand seine schönste Illustration in den Sturmreden von Frau Amalia Immerfroh, und wenn Herr Immerfroh seinem Namen nicht gar so viel Ehre gemacht hätte — es wäre wohl zu furchtbaren Kriegsjahren in seinem Heim gekommen. In Frau Amalias Gardinenpredigten lohte der gesammte Eifer um die in den Staub getretene Würde des weiblichen Klugenthal empor; aber dieser abscheuliche Mensch, dieser Machtproh, dieser brutale Unterdrücker hielt es gar nicht einmal der Mühe für wert, den ihm stänblich zehmal vor die Füße geworfenen Fehdehandschuh aufzuheben. Er hatte das pfiffig-harmloseste Gesicht von der Welt aufgesteckt, lächelte höchstens amüsiert über Amalias Reden an die deutsche Nation und war im übrigen so freundlich und nett, als befände man sich im tiefsten Frieden. Er hatte für den Ernst der Situation so wenig Verständnis, daß er fand, diese komische Begeisterung und ihr heiliger Born ständen seiner Frau reizend. Er war viel zu verliebt in sie, um ihr böse zu sein, und er kannte sie zu genau, um nicht zu wissen, daß ihr Kunibert nicht doch schließlich das Alpha und Omega ihres ganzen Lebens war, und diesen kleinen Anfall konnte er sie ruhig austoben lassen; es machte ihm obendrein Spaß.

Frau Amalia war mit einer so gering-schätzend-überlegenen Auffassung gar nicht einverstanden. Er war halt zu verbohrt in seinem Ueberlegenheitsdünkel, in seinem beschränkten Gewalttholz, aber es würde eine neue Zeit heranzubringen, und schrecklich würde es den Herren der Schöpfung tagen! Es war ganz unheimlich, wieviel Cigarren Herr Immerfroh in dieser Zeit verbrauchte. Nicht etwa, weil er stärker rauchte, sondern weil er sie meist zerbiß, um sein übermütiges Lachen bei Amalias Apostrophen wenigstens etwas zu verstecken.

Jawohl, den Männern würde es schrecklich tagen. Auch die Frauen tagten bereits schreck-

lich. Vertrauliche Besprechungen beim Kaffee, Vorversammlungen bei verschlossenen Thüren wurden abgehalten und endlich kündigte Frau Amalia Immerfroh, jetzt nicht mehr Präsidentenfrau, sondern selbst Präsidentin des „fortschrittlichen Frauen-Emancipations-Klubs von Klugenthal“, aller Welt und ihrem Gatten an, daß die „besseren“ Frauen Klugenthal am nächsten Donnerstag eine große Versammlung abhalten würden, in welcher man definitive Beschlüsse fassen wollte, wie man sich in Zukunft zu dem Geschlecht stellen werde, das die Gutmütigkeit des andern Geschlechtes bisher in ganz unerhörter Weise gemißbraucht hat und das sich lächerlich genug das „starke“ nennt. Diese Versammlung wird natürlich nur von Damen besucht werden, doch ist der Beschluß gefaßt worden, den Präsidenten der Ressource zur Anwesenheit aufzufordern, damit er die Stimmung der Begner kennen lerne und die Entschlieungen des fortschrittlichen Frauen-Emancipations-Klubs von Klugenthal den Mitgliedern der Ressource zur Kenntnisaahme unterbreiten könne.

Kunibert Immerfroh verriet nicht das geringste Unbehagen.

„Du wirst doch hinkommen, Kunibert?“ erkundigte sich die Präsidentin des Klubs bei dem Präsidenten der Ressource.

„Aber natürlich, Schatz!“ entgegnete der jovial. „Muß mir den Nummel doch mal ansehen; kann ein ganz kapitaler Spaß werden.“

Frau Amalia kochte, d. h. vor Wut. Dieser Gleichmuth brachte sie fast um.

Es ist Dir vielleicht ganz gut, mal gründlich die Wahrheit über euch Männer zu hören. Von mir glaubst Du sie ja nicht!“ hatte sie spitz erwidert. „Zeit wirst Du ja finden; die Versammlung findet erst gegen Abend statt.“

„Das ist vernünftig,“ bemerkte Kunibert trocken. „Erst die Arbeit, dann das Vergnügen.“

„Das sieht Dir ähnlich, solche heilige Sache für ein Vergnügen zu erklären,“ gab sie zurück.

„Verzeihe, Herz“, antwortete der Gatte mit unerschütterlichem Gleichmuth, „ich muß Dir schon wieder Recht geben: Es ist wirklich kein Vergnügen. Aber lieber Gott, wir Männer sind ja nicht so! Wenn's Euch nur Spaß macht...“

Amalia war schon aus der Stube gelaufen.

Ueber Kuniberts Gesicht flog ein lustiges Leuchten. Wer ihn kannte, wußte, daß er einen seiner stadtbekanntesten lustigen Streiche ausgeheckt hatte. Worin der bestand, das sollte sich am Donnerstag schrecklich offenbaren.

Sämmtliche Frauen von Klugenthal, die Anspruch erheben konnten auf die Bezeichnung „Dame“, waren im „blauen Efel“ versammelt zu üblichem Thun. Nur die junge Frau Rektor fehlte, obwohl auch ihr Mann damals für den Herrenabend strengster Oberbanz gestimmt hatte. Sie verlangte partout, wenn sie erscheinen solle, dann müsse es ihr gestattet sein, ihre „Männer“, d. h. ihren lieben guten Kerl von Ehegemahl, mitzubringen, da sie sonst vor Langeweile sterben würde. Anfangs begriff man nicht, wie einem weiblichen Wesen jegliches Gefühl für seine Würde derartig abhandeln kommen könne, sah schließlich in der Sache ein neues Beispiel für den demoralisirenden Einfluß des Mannes und gab die Frau Schulkrektor als vorläufig noch nicht reif zur Erlösung auf.

Beiseidentlich in eine Ecke des Saales gedrückt, saß der Präsident der Ressource als Gast und hörte mit scheinbar ganz geknicktem Gemüth die niederdrückenden Anklagen und die furchtbaren Drohungen an, die hier von holden Frauenlippen gegen die ruchlose Männerwelt geschleudert wurden. Zuweilen nur flog ein ganz unsagbar pfiffiger Zug um die Mundwinkel; dann fuhr seine Hand in die Tasche, als wollte sie sich überzeugen, ob

die Schätze, die er darinnen verwahrte, auch noch vorhanden seien.

Eben hatte Fräulein Eulalie Dürckling, Leiterin des Klugenthaler Mädchenpensionates, eine fulminante Rede beendet, in welcher sie streng wissenschaftlich nachgewiesen, daß die Frau in jeder Beziehung dem Manne bedeutend überlegen wäre und daß es endlich an der Zeit wäre, der lächerlichen Redensart von dem stärkeren Geschlecht ein Ende zu machen.

„Der Tag der Freiheit ist angebrochen“, so schloß die Rednerin, deren Name sich so harmonisch ihrem Wesen anpaßte; wir wollen endlich die Stellung einnehmen, die uns gebührt. Stehen wir fest zusammen . . . wenn es nicht lächerlich wäre, würde ich sagen, wie ein Mann! Wir haben geistige Kraft und Mut genug in uns, einer Welt zu trotzen! Kämpfen wir für unsere Rechte, für welche die Natur uns bestimmt hat und die wir uns aus schwächlicher Gutmütigkeit von den Männern haben entreißen lassen. Kämpfen wir für unsere gesellschaftliche und soziale Stellung mit dem Mut einer Löwin, die ihre Jungen verteidigt; dann wird die Männerwelt uns respektieren lernen und genötigt sein, uns als gleichberechtigt anzusehen!“

„Es waren etwa dreißig Damen im Saale, aber fast hätte man behaupten können, daß tausendstimmiger Beifall die Rednerin lohnte. O, das war eine Begeisterung, wie ihrer die entartete Männerwelt kaum noch fähig war! Lange dauerte es, ehe die Erregung sich so weit gelegt hatte, daß die an sich nicht sehr scharfe Stimme der Präsidentin sich bemerkbar machen konnte.

„Wir wollen jetzt in die Beratung über unsere Resolution eintreten“, begann Frau Amalia Immerhoff, „wobei ich darauf hinweisen möchte, daß es aus praktischen Gründen nicht empfehlenswert ist, der Würde dieser Versammlung auch wenig entsprechen würde, wenn mehr als zwei Damen zu gleicher Zeit das Wort ergreifen. Fräulein Dürckling hat in so schönen Worten und mit so großer wissenschaftlicher Schärfe unsere Ueberlegenheit über die Mannswelt dargelegt, daß es unrecht wäre, ihr nicht zu glauben. Beweisen wir es jetzt durch unsere Haltung, durch unsere Entschlüsse. Sehen die Männer erst einmal, daß wir ihrer nicht im mindesten bedürfen, daß wir ihnen mindestens gleich sind an Intelligenz, an persönlichem Mut, an Entschlossenheit, dann wird man uns auch nicht mehr so von oben herab behandeln. Wie hochmütig, uns als das schwächere Geschlecht zu bezeichnen! Wir bedürfen ihres Schutzes nicht, wir sind selber — Vergebung, meine Damen — Mannes genug, jeder Gefahr zu begegnen. Gehen wir jetzt ans Werk. Geben wir dem Vertreter des anderen Geschlechts, der unter uns weilt, ein Beispiel unserer Entschlossenheit und unserer Stärke! Die Liebe der Männer ist ein Almosen, sie ist ein Verrat an unserer Würde!“

— einzelne Aulse des Entzündens und der Begeisterung werden laut. — „O über die schwachen Seelen unter uns, die vor den Wüten und Stürmen des Lebens Schutz suchen in den Armen eines Mannes! Ein Beispiel wollen wir geben allen Frauen der Welt, ein Beispiel von Frauenmut und Frauenthatkraft! Keine Macht der Erde soll uns hindern, unser Werk zu vollenden! Streiten wir, wie meine Vorrednerin so schön sagte, für unsere Rechte mit dem Mute, mit dem eine Löwin für ihre Jungen kämpft!“

Ein satanisches Lächeln hatte einen kurzen Augenblick um die Züge des Resourcèpräsidenten gezeichnet, dann eine unauffällige Bewegung mit der Hand, und dann saß er wieder mit der harmlosesten Miene da und zählte aufmerksam die Glasperlen am Kronleuchter. Dreißig Paar Frauenaugen richteten sich triumpfhierend auf ihn und sahen ihn an, wie der Hahn den Regenwurm ansieht, den er zu verpeisen im Begriff ist.

Plötzlich freischte die Frau Amtsgerichtsrat Fetzig im höchsten Diskant:

„Um Gotteswillen . . . eine Maus! Eine Maus!“

„Allmächtiger! Eine Maus! Zu Hilfe! Hilfe! Eine Maus!“ schrie es jetzt mit einem Male durcheinander.

Eine furchtbare Panik entstand. Einige Damen fielen in Ohnmacht, die übrigen kletterten auf die Stühle. Frau Amalia war furchtbar bleich geworden, hatte sich dann aber als die mutigste von allen auf den Schooß ihres Gatten geflüchtet, ihre Arme um seinen Hals gelegt und wehklagte nun in den herzzerreißenden Tönen:

„Rette mich, Kunibert! Rette mich . . . eine Maus . . .“

Dann hatte sie den Kopf auf seine Schulter gelehnt, war noch bleicher geworden und hatte einzuweilen ihren Geist, mit dem sie momentan nichts anzufangen wußte, aufgegeben.

Die Frauen standen auf ihren Stühlen, wie Bildwerke auf ihren Sockeln; nur ganz so steif waren sie nicht. Sie vollführten im Gegenteil in ihrer Verzagensangst die seltsamsten Capriolen, schreien und wünschten dazwischen absolut zu wissen, warum grade ihnen dieses entsetzliche Unglück passiren mußte, und stöhnten dann, wohl im Zustande völliger Geistesabwesenheit — Jammerlaute hervor, aus denen auch ein weniger geübtes Ohr die Namen der diversen Ehegatten herausgehört konnte.

Wertwürdigerweise erschienen in der plötzlich geöffneten Thür sämtliche Ehemänner des fortschrittlichen Frauen-Emancipationsklubs von Klugenthal, als hätten sie da längst auf den furchterlichen Moment gewartet, stürzten sich mit hochroten Gesichtern (Berleumber wollen behaupten, daß diese hochrote Farbe von unterdrücktem Lachen und nicht etwa von der Aufregung des Augenblicks hergerührt habe) in den gefährlichen Saal und führten ihre bedrohten besseren Hälften in das gesicherte Heim.

War es Vergeßlichkeit? war es Scham über den schmachlichen Ausgang dieses Meetings? . . . Von einer weiteren Sitzung ist nie mehr die Rede gewesen.

Zu Hause lag Frau Amalia alle Augenblick in den Armen ihres Mannes, lächelte, schmollte und klagte:

„Ach, Kunibert, ich habe mich doch so geängstigt!“

„Ja, wenn ihr uns Männer nicht hättet!“ lachte er.

„Kunibert, wir wollen Frieden schließen, ja?“

„Aber selbstverständlich! Gott sei Dank! Den kriegerischen Geist wären wir los und eine Maus hätten wir glücklich auch weniger.“

„Eine Maus . . .?“

„Aber freilich, Schatz, die ich gestern expresse fangen mußte!“

„Kunibert! Abscheulicher!“

„Laß gut sein, Schatz, sie hat ihre Schuldigkeit gethan.“ lachte er und umarmte seine Amalia, die bald fröhlich in sein Lachen einstimimte.

Anerkei.

* Vor dem Mandver. „So, der Herr Oberstabsarzt hat Euch jetzt den Sonnenstich und wie man denselben vorbeugt, erklärt. Ihr wißt also, was Ihr zu thun habt: wer ihn aber dennoch kriegt, erhält drei Tage!“

* Ein Schländerger. „ . . . Also mit der jüngsten Tochter Ihres Prinzipals haben sie sich verlobt. Wie sind Sie denn grade auf diese von den drei Schwestern gekommen?“ — „Ja, wissen Sie, das habe ich mir sehr lange überlegt. Ich sagte mir Melo-nie, Gelse-ne, Eulal-ia!“

* Eine Naturfreundin. Dame (auf dem Dampfer, der vor Stubbenkammer hält): „Also das sind die berühmten Krebseisen! . . . Aber in meinem Album zu Hause sind sie viel deutlicher abgebildet!“

* Ballgespräch. „Finden Sie nicht auch mein Fräulein, daß dieser Saal sehr wie eredig ist?“

* Vom Kasernenhof. Feldwebel: Sie, Einjähriger, haben Sie vielleicht die Berichte vom Dreijährigen gelesen? — Einjähriger: Ja, Feldwebel, Herr Feldwebel! — Feldwebel: A o! Und da glauben Sie jetzt, wenn Sie sich recht dumm stellen, werden Sie es auch bis zum — General oder Kriegsminister bringen! . . .

* In der Apotheke. Bechling: „Bitte, Herr Magister, was ist denn in der großen Flasche ohne Etikette?“ — Magister: „Eine Medizin, die schon vielen Leuten das Leben gerettet hat!“ — Bechling: „Wieso, bitte?“ — Magister: „Die schiden mir nämlich den Patienten, wenn wir ein Rezept absolut nicht lesen können.“

* Aus der Schule. Lehrer (im grammatischen Unterricht): „Wir wollen jetzt Sätze bilden mit den persönlichen Fürwörtern: ich, du, u. s. w. Wenn z. B. der Vater sagt: Ich gehe aus, wie sagt dann die Mutter zum Vater?“ — Schüler: „Du bleibst zu Hause!“

* Erster Gedante. „Drei Wochen schwammen die Frauen im Boote hilflos auf dem Meere!“ — Dame: „Die Vermieten, und jedenfalls immer in derselben Toilette!“

* Im Dorfwirtschaftshaus. Fremder (der sich Cigaretten bestellt hat): „Sind sie auch gut?“ — Wirt (in der Kiste suchend): „Natürlich . . . hier ist sogar noch eine mit einem Deckblatt!“

Charade.

Erste Silbe.

In meiner stillen Kammer
Schläft sich's so sanft, so süß,
Da ruht man ohne Jammer
Einst, wie im Paradies.

Zweite Silbe.

Der Reich' und Arme eilet
Zu mir mit süßem Drang,
Doch nur der Reich' weilet
Bei mir oft Stunden lang.

Das Ganze.

Ich vrang' zu ew'gem Ruhme
Verkürter Menschen hier:
Wald schmückt mich eine Blume,
Dst auch ein Kranz von dir.

Buchstaben-Rästel.

FFF
FFF
St FFF dr
FFF
FFF
FFF

Aufösungen der Rästel aus voriger Nummer:

Magisches Quadrat: Fern, Fiel, Reim, Ulme.

Kirchenkalender.

(Fortsetzung.)

Sonntag, 15. Oktober. ● Maria Himmelfahrt: An den Wochentagen des Monats Oktober abends 7/8 Uhr Antragsandacht. ● Maria Empfängnisfeier: Jeden Abend 7 Uhr Rosenkranzandacht mit Segen. ● Pfarrkirche zu Wolmerswert: Patrocinium des hl. Dionysius; 7/8 Uhr Frühmesse, 10 Uhr Hochamt mit Segen und Festpredigt, 11 1/2 Uhr sacramentale Prozession. Nachmittags 4 1/2 Uhr Komplet.

Montag, 16. Oktober. — Gallus, Abt. ● St. Lambertus: Morgens 9 Uhr hl. Messe für Joseph Spinath leitens der eucharistischen Männerbruders. ● St. Maximilian: Abends 6 Uhr Festandacht zu Ehren des hl. Maximilian, feierlicher Umzug durch die Kirche und Iedenm. Während der Oktav von Sonntag, den 15. bis zum 22. ist morgens hl. Messe zu Ehren des hl. Maximilian mit Segen und zwar an den beiden Sonntagen morgens 8 Uhr und an den Wertagen 7 1/2 Uhr.

Dienstag, 17. Oktober. Hedwig, Witwe. Mittwoch, 18. Oktober. Lukas, Evangelist.

Donnerstag, 19. Oktober. Ferdinand, Beleugung. Freitag, 20. Oktober. Wendelinus, Abt.

Samstag, 21. Oktober. Ursula, Jungfrau und Martyrin. ● St. Lambertus: Morgens 6 Uhr Segensmesse. ● Ursulinenkloster: Fest der hl. Ursula, Morgens 7 Uhr Hochamt. Nachmittags 6 Uhr Andacht. Während der Oktav jeden Nachmittags um 6 Uhr Andacht.